

»Der Stachel des Digitalen«. Sybille Krämer zum Stellenwert der Digital Humanities in den Geisteswissenschaften

Petra Gehring konstatierte 2016, dass sich die Philosophie kaum an grundlegenden methodologischen Diskussionen rund um die digitalen Geisteswissenschaften beteilige (Gehring 2016, o.S.). Diese Diagnose blieb lange Zeit zutreffend – doch in jüngster Zeit lässt sich ein deutlicher Wandel beobachten. Inzwischen belegen Beiträge wie der aktuelle Überblick in Geiger (2025), dass die methodologischen, erkenntnistheoretischen und infrastrukturellen Implikationen der Digitalisierung in der deutschsprachigen Philosophie zunehmend diskutiert werden. Vor diesem Hintergrund ist es nur folgerichtig (und überfällig), dass mit Sybille Krämers Monographie nun eine prominente Stimme der philosophischen Zunft in der renommierten Suhrkamp-Reihe eine Perspektive auf die Digital Humanities vorlegt.

Krämer, Sprach- und Medienphilosophin an der FU Berlin (seit ihrer Emeritierung im Jahr 2018 Seniorprofessorin an der Leuphana Universität Lüneburg), betont gleich zu Beginn, sich selbst nicht als Digital Humanist zu identifizieren. Sie verfolgt mit ihrer Studie ein doppeltes Anliegen: Zum einen sollen »die traditionellen Geisteswissenschaften [...] die Digital Humanities als eine legitime und fruchtbare Erweiterung ihres Methodenrepertoires anerkennen«, zum anderen strebt sie in dessen Folge eine »Selbstkorrektur am überkommenen Bild geisteswissenschaftlicher Tätigkeiten« an (9). Um dieses zweifache Ziel zu erreichen, gliedert sie ihre Untersuchung in 12 Thesen.

These 1: »Der ›Stachel des Digitalen‹: Wie die notwendige Korrektur am Selbstbild der Geisteswissenschaften und die Akzeptanz der Digital Humanities als methodische Erweiterung zusammenhängen« (11–25). »Die Annahme, dass die digitalen Geisteswissenschaften die nicht-digitalen Geisteswissenschaften ersetzen oder ablösen wollen, findet

sich fast ausschließlich bei deren Gegnern, während die Vertreter der Digital Humanities nahezu durchweg betonen, dass es ihnen um eine Ergänzung geht«, betont Fotis Jannidis in einer Analyse

Sybille Krämer (2025): Der Stachel des Digitalen. Geisteswissenschaften und Digital Humanities, Berlin: Suhrkamp. 251 S., ISBN 978-3-518-30055-8, EUR 24,00.

DOI: [10.18156/eug-2-2025-rez-12](https://doi.org/10.18156/eug-2-2025-rez-12)

der ›Topoi der Kritik an den Digital Humanities‹ (Jannidis 2019, 64). Und so hebt auch Krämer zunächst diesen Sachverhalt hervor, ergänzt ihn jedoch: »Die Digital Humanities ersetzen – selbstverständlich – die Geisteswissenschaften nicht, sondern erweitern ihr Methodenarsenal, und zwar dann, wenn Forschungsfragen durch empirische Arbeit mit großen Datensammlungen bearbeitet werden können« (11). Sie fordert, dass Digital Humanities nicht als bloße Hilfswissenschaft anerkannt werden sollen,¹ sondern als »integrale[r], allerdings interdisziplinär angelegte[r] Bestandteil jener geisteswissenschaftlichen Disziplinen [...], in denen zentrale Forschungsfragen gestellt werden, bei deren Beantwortung und Reflexion quantifizierende, computergestützte Operationen mit großen Datenkorpora von Bedeutung sind« (13). Sie repräsentieren somit einen Teil der Geisteswissenschaften, deren »Hauptanstrengung [...] dann darin liegen [werde(n müsse)], Forschungsfragen, die in letzter Instanz mit der Erklärung und dem Verstehen humaner Praktiken zu tun haben, so zu operationalisieren, dass diese maschinenbearbeitbar werden« (20f.). Diese Operationalisierung gründet nach Krämer in der »unhintergeharen Materialität symbolischer Artefakte« (21), die prinzipiell quantifizierbar seien. Damit etabliert sie eine materialistische Basis für die Integration digitaler Verfahren: Was materiell ist, kann auch quantifiziert werden (21). Dies hat allerdings zur Folge, dass Interpretation und Hermeneutik nicht im Vordergrund stehen – und genau hierin sieht Krämer den »Stachel des Digitalen« (21), der dazu führt, dass sich die Geisteswissenschaften von einem Selbstbild verabschieden müssen, demzufolge ihre Praktiken allein durch Interpretation und Hermeneutik zu charakterisieren seien (21).

Diese Opposition zwischen quantifizierenden, mit großen Datenmengen operierenden Digital Humanities und traditionellen Geisteswissenschaften, die auf Hermeneutik und Interpretation in konzentrierten Lesezyklen versiert sind, durchzieht nahezu alle Thesen des Buches (mit Ausnahme der Thesen 10 und 11). Das Problem an diesen Definitionen beschreibt Krämer selbst: »Eine gewisse Reserve gegenüber unserem Sprachgebrauch ist überdies geboten: Die Rede von den Geisteswissenschaften suggeriert eine illusionäre Einheit und drängt folgerichtig die Frage auf, mit welcher Berechtigung dann überhaupt von den Digital Humanities zu sprechen sei. Wenn wir im Folgenden

(1) Das Verhältnis der Digital Humanities zu den Geisteswissenschaften wird seit jeher kontrovers diskutiert. Zu den einzelnen Positionen (DH als Hilfswissenschaft, angewandte Informatik oder eigenständige Disziplin) s. z.B. Koller 2016, 21.

also von ›Geisteswissenschaften‹ oder ›Digital Humanities‹ sprechen, ist diese Reserve gegenüber Vereinfachungen im Wortgebrauch – die gleichwohl unumgänglich sind, stets mitzudenken« (12). Ungeachtet dessen benennt sie unmittelbar darauf einen »methodologische[n] Kern der Digital Humanities: [...] Von Menschen kaum mehr überblickbare und handhabbare Datenkorpora im Umfange kollektiver Teilgedächtnisse, die Worte, Schriften, Bilder, Fotos und Filme umfassen, können mithilfe computergenerierter, zumeist statistischer Verfahren auf implizite Muster im Datenmaterial hin analysiert werden und im Horizont insbesondere der Generativen Künstlichen Intelligenz auch zu neuen Mustern kombinatorisch gefügt werden« (12).

Krämer untermauert ihre Position durch medientheoretische Überlegungen zur Kontinuität zwischen Schriftlichkeit und Digitalität. Die diskrete, kombinatorische Struktur von Zeichen stelle bereits die Grundlage traditioneller geisteswissenschaftlicher Arbeit dar (17–19). Digitale Verfahren setzten demnach diese »verschriftete Sprache« fort, da es »die Schriftlichkeit [ist], welche den Ansatzpunkt bildet und jene Kommunität stiftet, die die Frühformen des Digitalen mit ihren zeitgenössischen Verlaufsformen verbindet« (17, Herv. i.O.).

These 2: »Ein Übergang von der alphanumerischen Literalität zur digitalen Literalität? Und was die Digital Humanities dazu beitragen (können)« (26–35). Die Geisteswissenschaften befinden sich durch die fortschreitende Digitalisierung in einem stetigen Wandlungsprozess, in dessen Folge tradierte Methoden für obsolet erklärt oder zumindest in Frage gestellt werden (vgl. z. B. Lauer 2021, 2; König 2021, 38; Klinke 2018, 4f.). Die Digital Humanities werden hierbei häufig als Ausdruck dieser digitalen Transformation der Geisteswissenschaften betrachtet (vgl. Wuttke 2022, 10), was quer durch die geisteswissenschaftlichen Disziplinen nicht nur für Begeisterung, sondern häufig auch für Vorbehalte ihnen gegenüber gesorgt hat (z. B. Linde 2021, 193–200). Krämer gelangt mit einer kulturwissenschaftlichen Perspektive zu einer differenzierteren Analyse, in deren Folge die Digital Humanities aus der Schusslinie genommen werden. Sie untersucht zunächst den Begriff der Kulturtechniken anhand von fünf Dimensionen – Operativität, Medialität, Episteme, Partizipation und Rekursivität (28–31). Von dort aus gelangt sie zum Begriff der »digitalen Literalität [...] als potenziellem Strukturmoment auch des akademischen Alltags«, die sie als Kontinuität zur alphanumerischen Schriftkultur begreift. Die digitale Literalität habe nichts zu tun mit den Digital Humanities. Denn elementare

Verfahren des Digitalen² einzusetzen, heiße gerade nicht, Forschungsfragen mit datengetriebenen, computergenerierten Verfahren zu bearbeiten. Es gehe hier vielmehr um den Unterschied zwischen einer Kulturtechnik digitaler Literalität und den Digital Humanities als geisteswissenschaftlichen Subdisziplinen (33). Mit der Kulturtechnik digitaler Literalität müssen sich demzufolge alle Geisteswissenschaften auseinandersetzen,³ mit den Digital Humanities hingegen nicht unbedingt, da diese nur eine »sinnvolle *Erweiterung* des Methodenrepertoires durch quantifizierende Datenverarbeitung« darstellen (35). Die Debatte um den Stellenwert der Digital Humanities innerhalb der Geisteswissenschaften wird somit befriedet – um den Preis der Verdrängung der Digital Humanities in die Peripherie (vgl. 211).

These 3: »Gibt es die Frühform einer ›embryonalen Digitalität‹? Warum das Digitale computerunabhängig zu begreifen ist« (36–47). Krämers Leitfrage in diesem Abschnitt lautet, »wie viel Digitalität bereits in der alphanumerischen Schrift- und Buchdruckkultur enthalten ist«. Damit kehrt sie die häufig untersuchte Fragestellung, »wie Digitalität die Schrift- und Buchkultur verändert« (vgl. z. B. Kirschenbaum 2016; Anderson 2024) um (37). Hierzu definiert sie zunächst das Digitale etymologisch als Zerlegung kontinuierlicher Phänomene in diskrete, rekombinierbare Elemente (38). Unter dieser Prämissen verkörpert bereits die alphabetische Schrift grundlegende digitale Operationen: Diskretisierung, Codierung und Rekombination (38–40). Krämer verweist zudem auf Leibniz' *ars combinatoria* als frühe Vision algorithmischen Denkens: Systematische Zeichenmanipulation könne neue Erkenntnisse generieren, ohne auf außersprachliche Referenz angewiesen zu sein (44f.). Dieser Gedanke führt zur Konzeption »symbolischer Maschinen« (vgl. Krämer 1988) – Schriften, Diagramme und Karten

(2) Krämer nennt folgende Beispiele für elementare Verfahren des Digitalen, die die digitale Literalität ausmachen und den akademischen Alltag strukturieren: »Am Bildschirm arbeiten, Kommunikation über E-Mails, die Informationsressourcen und Suchmaschinen des Internets nutzen, mit digitalen Editionen arbeiten, Homepages ins Netz stellen, an akademischen Plattformen teilnehmen oder gemeinsam an Files arbeiten.« (33)

(3) Im Rahmen der »Kulturtechnik digitaler Literalität« betont Krämer, dass Bereitschaft und Kompetenz im Umgang mit digitalen Medien und Werkzeugen nicht nur individuell variieren, sondern auch eine Alters- und Generationenfrage seien (33). Diese Einschätzung rekurriert auf die Unterscheidung von *digital natives* und *digital immigrants* (Prensky 2001), die jedoch empirisch widerlegt wurde (vgl. z. B. Helsper/Eynon 2010; Creighton 2018). »Die reine Nutzung digitaler Medien ist jedoch nicht gleichbedeutend mit der Fähigkeit, diese Medien auch kritisch, reflexiv und im wissenschaftlichen Kontext produktiv einzusetzen.« (Friedrich et al. 2021, 10)

schaffen durch ihre zweidimensionale Struktur operative Räume, in denen »unsichtbare, nichträumliche, noumenale Entitäten zur Anschauung gebracht, manipulierbar und explorierbar gemacht werden können« (46). Damit will Krämer zeigen, dass sowohl traditionelle Geisteswissenschaften als auch Digital Humanities auf derselben Grundlage diskreter, manipulierbarer Zeichensysteme beruhen (46f.).

These 4: »Kulturtechnik der Verflachung« versus »Tiefenrhetorik der Interpretation«: Warum ist die artifizielle Flächigkeit kulturell und vor allem epistemisch so produktiv?« (48–64) Krämer setzt sich hier mit einem Vorwurf auseinander, den Jannidis unter den ›Topoi der Kritik an den Digital Humanities‹ als Vorwurf des (Neo-)Positivismus behandelt. Diesen beschreibt er als »Etikett der Gegner für eine Position, die ›oberflächlich‹ und dem Gegenstand unangemessen sowie dem eigenen ›tieferen‹ Zugang unterlegen ist« (Jannidis 2019, 67). Nach Krämer sind unterschiedliche Reflexionsformen miteinander in Konflikt, indem sie eine »Tiefenrhetorik der Interpretation«, wonach »Verstehen [...] heißt zu begreifen, was gerade *nicht* wahrzunehmen ist[, was also] ›hinter‹ den Erscheinungen« liegt (49, Herv. i.O.), von einer »Kulturtechnik der Verflachung« unterscheidet. Anstatt den Widerspruch zwischen diesen scheinbar unversöhnlichen Positionen aufzulösen,⁴ hebt sie bewusst die Verdienste einer »Kulturtechnik der Verflachung« hervor: »Artifizielle Flächigkeit [sc. das Resultat einer Kulturtechnik der Verflachung] schafft ein Entwicklungslabor der Gedanken« und »den Raum eines mittelbaren und also sozial teilbaren Wissens« (50f.). Das Problem liegt für Krämer nicht in der Zuordnung dieser Positionen, sondern in deren unterschiedlicher Bewertung (52), insbesondere in der »Verabsolutierung des Narrativs von der ›Tiefenrhetorik der Interpretation‹« (59).

Die »Kulturtechnik der Verflachung« erweist sich nach Krämer als »konstitutiv für den Computer als Oberflächentechnologie sowie für die Digital Humanities als Erkenntnispotenzial« (59) und »bildet ihren *epistemischen Lebensnerv*« (58, Herv. i.O.). Entscheidend sei dabei ihr Konzept der »Transfiguration«: Zweidimensionale Projektionen und Darstellungen – von der alphabetischen Schrift über Diagramme bis hin zu digitalen Interfaces – machen abstrakte, mehrdimensionale oder zeitliche Phänomene operabel und manipulierbar. Diese medienphilo-

(4) Vgl. z. B. Ringler 2024, 3 (Herv. i.O.): »While new tools may construct new reads on artifacts like texts, the data they produce does not speak for itself and tell you what those new pieces of data *mean*. To be computational *humanists*, wherein our work fits within the broader scope of the humanities, our computation needs a hermeneutics to match.«

sophische Transformation gehe über bloße technische Reduktion hinaus; sie ermögliche produktive epistemische Operationen mit dem, was zunächst nicht direkt zugänglich ist. Interessanterweise illustriert sie das Phänomen an der Verklärung Christi, die Raffael in einem Gemälde unter dem Titel *Transfiguration* themisierte (55–58).

Krämer untermauert ihre Position durch einen Verweis auf methodische Entwicklungen in verschiedenen Disziplinen, die alle eine Hinwendung zu Oberflächen und operativen Praktiken vollziehen (60–63). Ihre Aufzählung verdeutlicht, dass die »Kulturtechnik der Verflachung« nicht isoliert steht, sondern Teil einer breiteren methodischen Neuorientierung ist, die durch den *performative turn* in den Geistes- und Kulturwissenschaften vorangetrieben wurde (63). Wichtig ist dabei Krämers explizite Betonung, dass es nicht ihr Anliegen sei, einer »Tiefenrhetorik der Interpretation« den Sinn abzusprechen. Beide Formen bedingten sich vielmehr gegenseitig. Ihr Ziel sei stattdessen die Korrektur einer einseitigen Privilegierung einer »Tiefenrhetorik der Interpretation« durch die »Betonung operativer Praktiken mit Oberflächen [..., um] über einen blinden Flecken der Kultur- und Geistesgeschichte« aufzuklären (59).

Krämers These, dass die »Kulturtechnik der Verflachung« den »epistemischen Lebensnerv« der Digital Humanities bilde, ist m.E. nur schlüssig, wenn man Digital Humanities – wie in These 1 von ihr definiert – primär als quantifizierende Verarbeitung großer Datenkorpora begreift. Diese Einschränkung wird der Heterogenität digitaler geisteswissenschaftlicher Praktiken jedoch nicht gerecht: Digitale Annotationen reichern Texte mit zusätzlichen Informationsebenen an, statt sie zu reduzieren (vgl. Horstmann 2020, 158); digitale Editionen zielen auf eine Erhöhung der Komplexität z.B. durch Visualisierung von Textvarianten und Überlieferungsgeschichte (vgl. Sahle 2016, 27); computergestütztes *Close Reading* nutzt digitale Werkzeuge zur Vertiefung hermeneutischer Lektüre (vgl. Eve 2019). In diesen Fällen ist die »Kulturtechnik der Verflachung« gerade nicht das epistemische Fundament.

These 5: »Jenseits des Narrativen: Was Datenbanken mit den gelehrteten Praktiken traditioneller Geisteswissenschaften gemein haben« (65–81). »We know how to read texts, now let's learn how not to read them«, provozierte Franco Moretti in einem berüchtigten Pamphlet (2000, 57). Hinter seinem Konzept des »Distant Reading« stehe das Anliegen einer »Szientifizierung der Geisteswissenschaften«, wie etwa Linde (2021, 184) warnt. Derartige Vorstellungen einer Konfrontation »zwischen den sciences, die auf dem Zählen, Messen und statistischen Auswerten beruhen, und den Humanities, die sich ausrichten auf das

Lesen, Schreiben und Interpretieren« (66), möchte Krämer dekonstruieren. Sie zeigt auf, dass alternative Lesetechniken – bis hin zum »Nichtlesen« – längst etabliert sind (67–74). Morettis berühmtes Postulat erweist sich damit als überflüssig.

Zentral ist für Krämer das Format der Liste als »ubiquitäres Phänomen« (75), das geisteswissenschaftliche Arbeit bereits vor der Digitalisierung geprägt habe. Listen stellen demnach eine »Intellektualtechnik« dar (80), die mit der »Kulturtechnik der Verflachung« verbunden sei und »eine nichtnarrative Ordnungsform« etabliere (80f.). Ihre epistemische Produktivität liege in der operativen Dimension: Listen schaffen Übersicht, ermöglichen Manipulation und Rekombination von Wissen und werden durch alphabetische Sortierung »navigierbar« (80). Kataloge, Register und Verzeichnisse hätten bereits vor der Digitalisierung »Betätigungsfelder« für epistemische Operationen gebildet, die nun durch »computeroperierbare Datenkorpora« fortgesetzt würden (81). Damit widerlegt Krämer die Opposition zwischen traditionellen Geisteswissenschaften und Digital Humanities: Beide arbeiten mit nicht-narrativen Organisationsformen jenseits linearer Textlektüre.

These 6: »Das Diagrammatische im Digitalen: Was Ada Lovelace‘ Computerprogramm, Alan Turings Maschinentafeln und das maschinelle Lernen der Convolutional Neural Networks miteinander verbindet« (82–104). Digitalität sei als genealogisches Kontinuum von Skripturalität und Diagrammatizität im Rahmen einer »Kulturtechnik der Verflachung« zu begreifen (90). Anhand von Lovlaces tabellarischem Programm (90–96), Turings Maschinentafeln (96–98) und der Schichtenarchitektur Künstlicher Neuronaler Netze (98–104) demonstriert Krämer, wie komplexe Phänomene durch die produktive Transformation in zweidimensionale, operativ manipulierbare Oberflächen epistemisch zugänglich werden. Gerade in der Faltung und Verkettung von Oberflächenschichten erkennt sie das Prinzip fortgeschrittener Diagrammatizität – von der Tabelle bis zum Deep Learning –, wobei sie eine Gedankenverbindung zu Leibniz‘ Monadologie andeutet (103f). Die digitale Erkenntnispraxis erweist sich so als Fortsetzung einer langen Traditionslinie diagrammatischer Verfahren.

These 7: »Vorgeschichten der Digital Humanities: Warum es nicht nur Roberto Busa (1913–2011) als Vater, sondern auch Josefine Miles (1911–1985) als Mutter der Digital Humanities gibt und warum Max Bense (1910–1990) ein Vordenker quantifizierender, computeraffiner Geisteswissenschaften ist« (105–125). Krämer korrigiert die einseitige Fokussierung auf Roberto Busa als »Vaterfigur« der Digital Humanities und identifiziert drei Pionierfiguren (106f.). Josephine Miles (107–112)

entwickelte ab den 1930er Jahren eine quantitative Literaturwissenschaft, die literarische Texte durch Wortfrequenzanalysen in Konkordanzen transformierte. Damit schuf sie ein »neues Objekt geisteswissenschaftlicher Arbeit« – die »Kartographie eines Textes«, die literaturwissenschaftliche Theoreme empirisch überprüfbar machte (111).

Max Bense (vgl. 112–119) etablierte zwei zentrale Einsichten: die Unterscheidung zwischen exakten und hermeneutischen Geisteswissenschaften⁵ sowie die Konzeption von Sprache als »statistisch rekonstruierbare Kombinatorik« (112f.). Für ihn hatte Geisteswissenschaft laut Krämer »präzisionsorientiert« zu sein, während er traditionell hermeneutisch arbeitenden Geisteswissenschaften nur noch einen peripheren Wert zusprach oder diesen den Rang von Wissenschaftlichkeit sogar gänzlich absprach (114). Seine Anstöße zu einer »digitalen Poesie« (117) antizipierten zentrale Aspekte zeitgenössischer generativer KI. Indem Krämer Bense zu einem weiteren Pionier der Digital Humanities erklärt, nimmt sie die Rolle frühzeitiger Reflexion über Technizität und Medialität von Wissenschaft in den Blick und nicht nur konkrete Computeranwendungen oder Korpusarbeiten, wie sie für Busa und Miles paradigmatisch sind. Damit verweist sie auf einen bislang noch unterbelichteten Aspekt in den Genealogien der Digital Humanities: Die fruchtbare Anwendung digitaler Verfahren in den Geisteswissenschaften stehen in einer längeren Linie medialer, semiotischer und informationstheoretischer Überlegungen, die Bense programmatisch reflektiert hat (118f.).⁶

Nach einer Würdigung des Wirkens von Roberto Busa (vgl. 119–125) und der Entstehung des *Index Thomisticus* (ab 1949) widmet sich Krämer »eher ungenügend beleuchteten Aspekte[n] von Busas Werk« (121). Sie betont, dass Busas Innovation weniger in der Technik als in der »Explikation« impliziten Textwissens gelegen habe: die Transformation vom Fließtext zur Datenbank erforderte die Überführung unausgesprochener Konventionen in maschinenlesbare Metadaten.

(5) Vgl. Lauer 2019 zur Kontroverse um exakte Geisteswissenschaften beginnend mit den Brüdern Grimm bis zu den Digital Humanities. Bense findet hier keine Erwähnung. Lauer 2019, 157 führt die »Redeweisen von den zwei Kulturen« wie viele andere (z. B. Risam 2019, 117–119) auf Charles P. Snow und das Jahr 1959 zurück. Krämer betont jedoch, dass Bense diese Position bereits vier Jahre zuvor vertrat und nimmt somit *en passant* eine kleine wissenschaftshistorische Korrektur vor (113). Irritierend ist allerdings, dass Krämer in der neunten These trotz dieser Erkenntnis wieder ganz selbstverständlich von »C. P. Snows Zwei-Kulturen-These« spricht (148).

(6) Bense als Wegbereiter von Projekten zwischen Geisteswissenschaften und Informatik veranschaulicht Bernhart 2019.

Entscheidend sei Busas Verständnis von Quantifizierung und Hermeneutik als komplementär, nicht als gegensätzlich (124). Auffällig ist, dass Krämer den höheren Wert Busas gegenüber Bense und vor allem Miles für die Entstehung und Konsolidierung der Digital Humanities deutlich herausstellt⁷ und somit anders als erwartet Busas bereits angeschlagenen Pionierstatus (vgl. Nunn 2024, 319f.) wieder konsolidiert.

These 8: »Datifizierung als symbolische Form: Von der ›Lesbarkeit der Welt‹ (Hans Blumenberg) zur ›Maschinenlesbarkeit und -operierbarkeit des Datenuniversums‹« (126–145). Als »Kern der zeitgenössischen Digitalisierung« identifiziert Krämer vier Bestandteile: »Rechenkraft, Vernetzung, Sensortechnologie und *Deep Learning*«. Sie alle seien konstituiert durch das Phänomen der Datifizierung (127). Unter Rückgriff auf Ernst Cassirers Theorie der symbolischen Formen deutet Krämer die Datifizierung als »Kultur- und Lebensweltphänomen« und den Punkt als »symbolische Prägnanz« (130). Dies erlaube ihr drei Einsichten: (1) Das Analoge bleibt unhintergehbar: »Es gibt immer ein Außerhalb der Datifizierung« (130). (2) »Daten sind Artefakte« (131–133). Sie werden »hergestellt und nicht gefunden« (130). In diesem Zusammenhang kritisiert Krämer die vielfach gebrauchte Metapher von Daten als »Rohstoff« und verweist auf Johanna Druckers Begriff *capta*, der die konstruktive Dimension der Datenerzeugung betont.⁸ (3) »Die Transformation von Zeichen in Daten« (133–143). Nach Krämer sind Daten immer »an schriftliche Aufzeichnungen gebunden«. Computer seien somit »Apparate [...], die umfangreiche inskribierte Oberflächen durchforsten und analysieren können« (135). Dies funktioniere, indem »Datentorpora die Form von Punktmengen annehmen und Daten somit als lokalisierbare Punkte bearbeitet werden können« (136), wie Krämer am Beispiel des *Clustering* illustriert (137–139). Durch Verfahren des maschinellen Lernens werden Datenpunkte anhand von Ähnlichkeits-

(7) »Nicht Miles und erst recht nicht Bense haben es ähnlich explizit wie Busa als ihre persönliche Mission angesehen, den Computereinsatz in der geisteswissenschaftlichen Forschung zu praktizieren, theoretisch zu begründen und nicht nur überall dies zu publizieren, sondern geisteswissenschaftliche Datenverarbeitung auch institutionell zu verankern und darüber in Universitäten zu lehren.« (119f.) »Josephine Miles hatte bei ihrer Auflösung des Textes in beschriftete Karten ausschließlich Wortfrequenzen als Anordnungssystem im Sinn. Doch Roberto Busa ist sich bewusst, dass die Transformation eines Texts in eine Datenbank bedeutet, die darin zu versammelnden Textbausteine prinzipiell in voneinander abweichenden Hinsichten forscherisch sortieren und kombinieren zu können, hierin Benses literarischer Kombinatorik näher als Miles' Wortzählungen.« (123)

(8) Die grundsätzliche Konstruiertheit von Daten betont auch die Theologin Frederike van Oorschot, indem sie von »Datenkonstruktivismus« spricht (van Oorschot 2021, 149).

relationen gruppiert, wodurch Muster erkennbar werden, die Menschen ohne diese Transformation nicht wahrnehmen könnten. Mit Vilém Flusser deutet Krämer diese Entwicklung als kulturgeschichtliche Transformation von der Dreidimensionalität zur »flächenlosen Lineatur« und schließlich zum »nulldimensionalen Punkt« (144f.).

These 9: »Computer als forensische Maschinen: Warum Close Reading und Distant Reading keine Kontrahenten sind« (146–160). Krämer stellt die vermeintliche Opposition zwischen Close Reading und Distant Reading infrage, indem sie Carlo Ginzburgs »Indizienparadigma« – die Spurensuche in kleinen Details zur Rekonstruktion größerer Zusammenhänge – als gemeinsame Grundlage beider Verfahren identifiziert (146–151). Beide Methoden zielen auf das Erkennen von Mustern, nur in unterschiedlichen Maßstäben. Krämer zeigt auf, dass »der Umgang mit Mustern eine kulturstiftende Rolle« spielt (152), und präsentiert den »Computer als eine forensische Maschine« (153), die durch smart data, Data Mining und Visualisierung verborgene Muster aufspüren kann, wie sie am Beispiel der Stilometrie veranschaulicht (154–157). Entscheidend sei jedoch, dass auch maschinelle Verfahren auf menschlichen Vorentscheidungen beruhten: »von der Festlegung der zu untersuchenden Textattribute über die auszuwählenden mathematischen Verfahren und Algorithmen bis hin – und unersetztlich – zu den Methoden der Visualisierung computergenerierter Ergebnisse.« Damit »durchdringen« sich szientifische und geisteswissenschaftliche Methoden wechselseitig, statt sich auszuschließen (159). Wichtig sei hierbei, die interpretatorische Komponente bei aller Technikbegeisterung nicht aus den Augen zu verlieren (160).⁹

Bemerkenswert ist, dass Krämer den Begriff der smart data anführt und auf Schöch (2013) referenziert, denn Christof Schöch zeigt dort auf, dass es in den Digital Humanities nicht einfach um die Verarbeitung von big data gehe, sondern primär um kleinere Korpora, die so bereinigt wurden, dass sie maschinell auswertbar sind: »only smart big data enables intelligent quantitative methods« (Schöch 2013, 11). Dies steht im Widerspruch dazu, dass Krämer Distant Reading quasi als paradigmatisches Verfahren der Digital Humanities behandelt, damit jedoch

(9) Im angelsächsischen Raum postulieren dies etwa David Berry und James E. Dobson unter dem Schlagwort der »Critical Digital Humanities« (vgl. Berry/Fagerjord 2017; Dobson 2019). Krämer geht hierauf jedoch nicht ein.

nur einen – wenn auch sehr wichtigen – Teilbereich der Digital Humanities in den Blick nimmt.¹⁰

These 10: »Epistemologie der Latenz: Wie Interpretation und Komputation zusammenspielen. Ein ›Close Reading‹ zweier Beispiele guter Praxis der Digital Humanities« (161–182). An zwei Praxisbeispielen illustriert Krämer ausführlich das in These 9 geforderte Wechselspiel zwischen datengetriebener Musteridentifikation und deren Interpretation, das sie als »Epistemologie der Latenz« bezeichnet: Computergestützte Verfahren machten latente Phänomene manifest und ermöglichten dadurch neue Erkenntnisse. Diese Beispiele repräsentieren zwei verschiedene Modi: »Entweder praktizieren komputationale Verfahren eine ›Vogelflugperspektive‹, welche in einer Fernsichtung umfangreiche Text- und Bildkorpora analysierbar macht. Oder es geht um eine ›Ausschachtungsperspektive‹, welche mit ihrer ›Naheinstellung‹ noch ungewohnte Aspekte am einzelnen Werk entdeckt« (161). Mit der Ausschachtungsperspektive erweitert Krämer ihre in den vorigen Thesen ausgeübte Definitionspraxis der Digital Humanities entscheidend.

Im ersten von Krämer geschilderten Beispiel untersucht Andrew Piper die *Confessiones* des Augustinus mit Methoden der distributionellen Semantik (vgl. zum Folgenden Piper 2015). Er extrahiert ein Vektorraum-Modell aus dem Text und identifiziert eine bipolare Struktur: Die Textstücke vor und nach der Konversion unterscheiden sich signifikant, was er als »Selbsttransformation eines Autors« deutet (163–170). Entscheidend ist der nächste methodische Schritt: Piper wendet das aus den *Confessiones* gewonnene Modell auf ein Korpus von 450 Romanen und 150 Autobiographien vom späten 18. Jahrhundert bis zum frühen 20. Jahrhundert an und kann die bipolare Struktur in literarischen (aber nicht in philosophischen) Texten nachweisen. Dies liefert neue Erkenntnisse zur Machart und Interpretation des modernen Romans (170–173). Das Verfahren changiert zwischen Close Reading (Analyse der *Confessiones*) und Distant Reading (Analyse von 600 Werken), was häufig unter den Begriffen *Mixed Methods* oder *Scalable Reading* diskutiert wird (z. B. Weitin et al. 2016, 113–115). Diese Begrifflichkeiten finden sich bei Krämer jedoch nicht. Im zweiten Beispiel wendet sich Krämer der Entzifferung verkohlter Papyri in Herculaneum zu und zeichnet deren »Decodierungsgeschichte« (174) in fünf Etappen nach:

(10) Dies kann zu Ressentiments gegen die Praxis der Digital Humanities führen, vgl. Robertson 2016, 290: »In almost all cases, what is labeled digital humanities in those critiques is in fact digital literary studies, effectively casting the big tent as housing only a single discipline.«

von frühen mechanischen Entrollungsversuchen im 18. Jahrhundert über Multispektralfotografie bis zum jüngsten Einsatz von Deep Learning und Künstlicher Intelligenz (173–182). Während bei Piper neue Erkenntnisse durch die Analyse großer Datenmengen generiert werden, stehen hier kleinste Texteinheiten im Fokus, die durch innovative Verfahren rekonstruiert werden sollen – eine »Ausschachtungsperspektive«, die den mikroskopischen Blick auf einzelne Buchstaben richtet.

These 11: »Large Language Models: Warum verstehen Chatbots nicht, was sie ›antworten?« (183-207) Im Jahr 2025 darf im Verhältnis von Geisteswissenschaften und Digital Humanities ein Kapitel zum Einsatz von Large Language Models nicht fehlen. Krämer befasst sich mit dem Phänomen der Anthropomorphisierung von Chatbots und lehnt dies kategorisch ab (184–190). Nach einer Skizze der anthropomorphisierenden Tendenz anhand des Eliza-Effekts und des Turing-Tests (186f.) betont sie, dass Chatbots »alternative, nichtmenschliche Formen praktizierter Intelligenz« darstellen (189). Ihre »nichtanthropomorphe Deutung« stützt Krämer auf zwei Perspektiven: Medientheoretisch (191–202) fokussiert sich Krämer auf den »Textcharakter sowohl der Eingaben, der Resultate, wie auch der Trainingsgrundlagen« (191). Dabei interessiert sie sich für die Form des Textes als Textur: »Texte bilden Anordnungen von Buchstaben auf einer Oberfläche, bei der bereits in der sichtbaren Struktur des Schriftbildes wesentliche Aspekte des textuellen Gehaltes sich zeigen und zutage treten können.« (191) Entscheidend sei, dass diese Schriftbildlichkeit es ermöglicht, »im Operieren mit bedeutungsvollen Symbolen eine begrenzte Ausblendung der Bedeutungsdimension, also eine temporäre Interpretationsblindheit, zu praktizieren« (192). Krämer verortet dies in der Leibniz'schen Tradition: Leibniz führte diese Interpretationsblindheit als »nahezu buchstäbliches Prozedere kalkülartiger Operationen« ein (192), bei dem man rechnen kann, ohne interpretieren zu müssen. Während diese Interpretationsblindheit bei menschlichen Operationen jedoch temporär bleibt – Menschen kehren nach dem Kalkül zur Bedeutungsebene zurück –, verkörpern Large Language Models Krämer zufolge »einen Weg der Interpretationsunabhängigkeit« (194), der dauerhaft ist. Zentral ist für Krämer, dass nicht die gesprochene Sprache, sondern die Schrift den »Nährboden einer ›Tokenstatistik‹« (194) bildet, der die Chatbots prägt. Sie produzieren durch »Wortzusammenstellungsprobabilistik« Text (202), ohne je zur Bedeutungsebene zurückzukehren. Die bei Leibniz produktive temporäre Ausblendung werde bei Chatbots zur permanenten Bedeutungsblindheit.

Sprechakttheoretisch (203–207) fragt Krämer, ob Chatbot-Interaktionen als Kommunikation gelten können (206). Sie durchdenkt drei kommunikationstheoretische Positionen: Sprechakte im Sinne von Austin und Searle – Grundvoraussetzungen für Kommunikation – sind bei Chatbots nicht gegeben, da diese weder über Intentionen noch über agency verfügen (203). Auch Luhmanns funktionalistischer Kommunikationsbegriff greife nicht, da selbst bei diesem Verstehen konstitutiv bleibe (204; 206). Espositos Konzept der »Künstlichen Kommunikation« (204f.) stellt Krämer infrage, da etwas, »das von jedwedem Verstehen gelöst ist«, nicht Kommunikation genannt werden könne (206). Krämer schlägt stattdessen vor, die Interaktion zwischen Mensch und Large Language Model als »technische Mediation« zu beschreiben (206), als »Medien, die vermittelnd zwischen individuelle Nutzer und das sedimentierte kollektive Gedächtnis großer Datenkorpora treten« (207). Die »Wahrheitskriterien in der Beurteilung des Chatbot-Outputs« blieben daher in menschlicher Verantwortung (207).

Mit dieser These trägt Krämer zu ihrem Anliegen einer »Selbstkorrektur am überkommenen Bild geisteswissenschaftlicher Tätigkeiten« bei (9). Indem sie nämlich die fundamentalen Differenzen zwischen menschlichem und maschinellem Verstehen begrifflich klärt, liefert sie eine Grundlage für kritische digitale Literalität, die alle Geisteswissenschaften betrifft (33). In einer Zeit, in der Large Language Models mehr und mehr zum akademischen Alltag gehören (189f.), ist diese Bewusstmachung kategorialer Unterschiede unverzichtbar für einen verantwortungsvollen Umgang mit KI-Werkzeugen.

These 12: »Durch das Digitale den Blick auf das Analoge verändern: Zwischen ›Maschinenraum des Geistes‹ und Digitaler Aufklärung« (208–219). Mit dem »Stachel des Digitalen« wollte Krämer zunächst den »Aufstieg der Digital Humanities« bezeichnen und deren quantifizierende Verfahren – die schon immer Teil akademischer Praktiken waren – zur Anerkennung in den Geisteswissenschaften bringen (210f.). Doch mit den Large Language Models, die »im Begriff [sind], selbst zu einer Kulturtechnik zu avancieren« (211), ändert sich für Krämer die Argumentationslage fundamental. Digital Humanities blieben mit ihren »Big-Data-getriebenen komputationalen Verfahren« in der Peripherie der Geisteswissenschaften (211),¹¹ während es die Large Language

(11) Auch David Berry sieht die Transformationsprozesse, die die Large Language Models mit sich bringen, schiebt aber deshalb die Digital Humanities nicht in die Peripherie, sondern schreibt ihnen für die Zukunft eine zentrale Rolle in der digitalen Aufklärung zu: »The notion of explanation needs to be interrogated by the humanities, and particularly the concept of

Models seien, die »den Alltag geisteswissenschaftlicher Arbeit dem Sog der Digitalisierung« unterwerfen (212).

Der »kleinste gemeinsame Nenner« dessen, was der Stachel des Digitalen bewirkt, liegt für Krämer darin, »dass das Verständnis des Digitalen *einen neuen Blick auf das Analoge eröffnet*« (212, Herv. i.O.), das selbst nie ein rein Analoges war. Anhand der Open-Access-Debatte (213–219) veranschaulicht Krämer die Ambivalenzen dieser Transformation: Zwischen Vision und Wirklichkeit klaffen Lücken, so Krämer. Doch gerade darin zeige sich die Notwendigkeit einer »digitalen Aufklärung«, um »Fallstricke zu erkennen« (212). Probleme der Digitalisierung seien prinzipiell mit digitalen Mitteln bewältigbar – aber nur, wenn diese eingebettet blieben in die »sozialen, ökonomischen, rechtlichen, politischen und institutionellen Gegebenheiten einer Kultur« (218). Krämers finaler Appell lautet daher: »Wir brauchen epistemische Geduld – und kulturelle Zuversicht« (218).

Krämer bietet eine medien- und kulturphilosophisch informierte Außenperspektive auf die Digital Humanities, die wichtige Impulse für die methodologische Selbstreflexion des Feldes bietet. Der Blick von außen führt jedoch auch zu Verkürzungen: Wie gezeigt, operiert Krämer über weite Strecken ihres Bandes hinweg mit einer verengten Definition der Digital Humanities, indem sie sich primär auf quantifizierende Verfahren in großen Datenmengen konzentriert. Zudem wäre eine stärkere Auseinandersetzung mit den methodologischen Debatten innerhalb der DH-Community wünschenswert gewesen – etwa in Bezug auf Konzepte wie *Operationalisierung* (vgl. Krautter 2022) oder *Modellierung* (vgl. Flanders/Jannidis 2019) sowie mit den epistemologisch-methodologischen Studien international prominenter DH-Akteur*innen wie David Berry, Fabio Ciotti, James E. Dobson, Andreas Fickers, Claire Lemercier, Willard McCarty, Roopika Risam, Patrick Sahle u.a.

Wie man von einem Suhrkamp-Band erwarten kann, ist der Text sehr gut lesbar. Begrüßenswert wären höchstens noch mehr Praxisbei-

explainability it gives rise to. This is increasingly relevant to the growing public visibility of humanities and the potential for the use of machine learning in related fields, such as digital humanities. Therefore, this is an area that digital studies and digital humanities could make an important contribution both in thinking about their own work and the impact of algorithms, but also working in conjunction with other fields.« (Berry 2023, 37) Im deutschsprachigen Raum sieht man ebenfalls die hervorgehobene Rolle der Digital Humanities im Vermitteln eines kritischen Umgangs mit künstlicher Intelligenz, wie etwa die Einrichtung der DHd-AG »Angewandte Generative KI in den Digitalen Geisteswissenschaften« illustriert, s. <https://agki-dh.github.io> [12.10.2025].

spiele wie in These 10 gewesen, um die theoretischen Ausführungen empirisch zu unterfüttern. Kursiv verfasste Abstracts zu Beginn jeder These fassen die Kernpunkte der folgenden Argumentation zusammen. Die Sprache ist weitestgehend frei von Anglizismen (eine bemerkenswerte Leistung bei diesem Untersuchungsgegenstand) und das Schriftbild nahezu fehlerfrei.

Bei einer Rezension, so Krämer, geht es »nicht nur um die Entscheidung, ob ein Buch zu lesen sei, sondern auch darum, Wissen *über* das Buch zu erwerben, ohne es lesen zu müssen« (74, Herv. i.O.). Sollte die Wissensvermittlung in diesem Text erfolgreich gewesen sein, empfehle ich dennoch guten Gewissens: Auch wenn Sie es nun nicht mehr lesen müssen, lesen Sie es trotzdem – es lohnt sich!

⇒ Literaturverzeichnis

Anderson, Clifford (2024): Transformation of Conventional Research Environments and Publication Forms, in: Nunn, Christopher A./van Oorschot, Frederike (Hg.), Compendium Computational Theology 1. Introducing Digital Humanities to Theology, Heidelberg: heiBooks, 443–462.<https://doi.org/10.11588/heibooks.1521.c21964> [12.10.2025].

Bernhart, Toni (2019): Rul Gunzenhäuser und die Stuttgarter Schule der mathematischen Geisteswissenschaften, in: Albrecht, Andrea/Bonitz, Masetto/Skowronski, Alexandra/Zittel, Claus (Hg.), Max Bense. Werk – Kontext – Wirkung, Stuttgart: J.B.Metzler/Springer, 323–335. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-04753-3> [12.10.2025].

Berry, David M. (2023): The Explainability Turn, *Digital Humanities Quarterly* 17.2, §1–44. <https://dhq-static.digitalhumanities.org/pdf/000685.pdf> [12.10.2025].

Berry, David M./Fagerjord, Anders (2017): *Digital Humanities. Knowledge and Critique in a Digital Age*, Cambridge/Malden: Polity Press.

Creighton, Theodore B. (2018): An International Empirical Integrative Review of the Literature, *ICPEL Education Leadership Review* 19.1, 132–140.

Dobson, James E. (2019): *Critical Digital Humanities. The Search for a Methodology*, Urbana, Illinois: University of Illinois Press.

Eve, Martin Paul (2019): *Close Reading with Computers. Textual Scholarship, Computational Formalism, and David Mitchell's Cloud Atlas*, Stanford: Stanford University Press.

Flanders, Julia/Jannidis, Fotis (Hg.) (2019): *The Shape of Data in Digital Humanities. Modeling Texts and Text-Based Resources, Digital Research in the Arts and Humanities*, London/New York: Routledge.

Friedrich, Julius-David/Neubert, Philipp/Sames, Josephine (2021): 9 Mythen des digitalen Wandels in der Hochschulbildung, Hochschulforum Digitalisierung. Diskussionspapier 13, Berlin. <https://hochschulforumdigitalisierung.de/publikationen/?q=Diskussionspapier+13> [12.10.2025].

Gehring, Petra (2016): Digitalisierung, Digitalisate und Digitalität von Forschungsprozessen. Wo findet sich die Philosophie?, Digitalität. Theorien und Praktiken des Digitalen in den Geisteswissenschaften

[Blogbeitrag vom 4. Juli 2016]. <https://diggeist.hypotheses.org/138> [12.10.2025].

Geiger, Jonathan D. (2025): Digitale Philosophie, in: Noller, Jörg/Reinhardt, Karoline (Hg.), *Handbuch Philosophie der Digitalität*, Berlin/Heidelberg: J.B.Metzler/Springer, 1–13. https://doi.org/10.1007/978-3-662-70086-0_49-1 [12.10.2025].

Helsper, Ellen Johanna/Eynon, Rebecca (2010): Digital natives. Where is the evidence?, *British Educational Research Journal* 36.3, 503–520. <https://doi.org/10.1080%2F01411920902989227> [12.10.2025].

Horstmann, Jan (2020): Undogmatic Literary Annotation with CATMA. Manual, Semi-Automatic and Automated, in: Nantke, Julia/Schlupkothen, Frederik (Hgg.), *Annotations in Scholarly Editions and Research. Functions, Differentiation, Systematization*, Berlin/Boston: de Gruyter, 157–175. <https://doi.org/10.1515/9783110689112-008> [12.10.2025].

Jannidis, Fotis (2019): Digitale Geisteswissenschaften. Offene Fragen – schöne Aussichten, *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* 10.1, 63–70, 64. <https://dx.doi.org/10.25969/mediarep/18724> [12.10.2025].

Kirschenbaum, Matthew G. (2016): *Track Changes. A Literary History of Word Processing*, Cambridge, Mass./London: The Belknap Press.

Klinke, Harald (2018): Vorwort. Die digitale Transformation in den Geisteswissenschaften, in: Ders. (Hg.), #DigiCampus. *Digitale Forschung und Lehre in den Geisteswissenschaften*, München: Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität, 1–8. <https://doi.org/10.5282/ubm epub.41218> [12.10.2025].

König, Mareike (2021): Die digitale Transformation als reflexiver turn. Einführende Literatur zur digitalen Geschichte im Überblick, *Neue Politische Literatur* 66, 37–60. <https://doi.org/10.1007/s42520-020-00322-2> [12.10.2025].

Koller, Guido (2016): *Geschichte digital. Historische Welten neu vermessen*, Stuttgart: Kohlhammer.

Krämer, Sybille (1988): *Symbolische Maschinen. Die Idee der Formalisierung im geschichtlichen Abriß*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.



- Krautter, Benjamin (2022): Die Operationalisierung als interdisziplinäre Schnittstelle der Digital Humanities, *Scientia Poetica* 26.1, 215–244. <https://doi.org/10.1515/scipo-2022-009> [12.10.2025].
- Lauer, Gerhard (2021): Gelehrte Forschungspraxis und digitale Bibliothek, *027.7 Zeitschrift für Bibliothekskultur* 8.1, 1–9. <https://doi.org/10.21428/1bfadecb6.aa98ba23> [12.10.2025].
- Ders. (2019): Über den Wert der exakten Geisteswissenschaften, in: Joas, Hans/Noller, Jörg (Hg.), *Geisteswissenschaft – was bleibt? Zwischen Theorie, Tradition und Transformation, Geist und Geisteswissenschaft* 5, Freiburg/München: Karl Alber, 152–173.
- Linde, Gesche (2021): Texte oder Dateien? Die Theologie und die Digital Humanities, in: Al-Suadi, Soham/Ulshöfer, Gotlind (Hg.), *Biblical Texts in Digitalization. Towards Critical Biblical Studies*, Tübingen: Tübingen University Press, 181–202. <http://dx.doi.org/10.15496/publikation-48536> [12.10.2025].
- Moretti, Franco (2000): Conjectures on World Literature, *New Left Review* 1, 54–68. <https://newleftreview.org/issues/ii1/articles/franco-moretti-conjectures-on-world-literature> [12.10.2025].
- Nunn, Christopher A. (2024): Vom Gründungsmythos in die Peripherie... und zurück?! *Digital Humanities in der theologischen Forschung, Kerygma und Dogma* 70.4, 318–334.
- van Oorschot, Frederike (2021): Neue Technik – neue Wissenschaft? Wissenschaftstheoretische und -ethische Herausforderungen der Digital Humanities, in: Held, Benjamin/van Oorschot, Frederike (Hg.), *Digitalisierung. Neue Technik – neue Ethik?*, Heidelberg: heiBooks, 143–164. <https://doi.org/10.11588/heibooks.945.c12680> [12.10.2025].
- Piper, Andrew (2015): Novel Devotions. Conversational Reading, Computational Modeling, and the Modern Novel, *New Literary History* 46.1, 63–98. <https://www.jstor.org/stable/24542659> [12.10.2025].
- Prensky, Marc (2001): Digital Natives, Digital Immigrants, On the Horizon 9.5, 1–6. <https://doi.org/10.1108/10748120110424816> [12.10.2025].
- Ringler, Hannah (2024): Computation and Hermeneutics. Why We Still Need Interpretation to Be by (Computational) Humanists, in: Tilton, Laura/Mimno, David/Johson, Jessica Marie (Hg.), *Computational Humanities, Debates in the Digital Humanities*, Minneapolis/London: University of Minnesota Press, 3–17.

Risam, Roopika (2019): New Digital Worlds. Postcolonial Digital Humanities in Theory, Praxis, and Pedagogy, Evanston, Illinois: Northwestern University Press.

Robertson, Stephen (2016): The Differences between Digital Humanities and Digital History, in: Gold, Matthews K./Klein, Lauren F. (Hgg.), Debates in the Digital Humanities, Minneapolis/London: University of Minnesota Press, 289–307. <https://doi.org/10.5749/j.ctt1cn6thb.28> [12.10.2025].

Sahle, Patrick (2016): What is a Scholarly Digital Edition?, in: Driscoll, Matthew James/Pierazzo, Elena (Hg.), Digital Scholarly Editing. Theories and Practices, Cambridge: Open Book Publishers, 19–39. <http://dx.doi.org/10.11647/OPB.0095.02> [12.10.2025].

Schöch, Christof (2013): Big? Smart? Clean? Messy? Data in the Humanities, Journal of Digital Humanities 2.3, 2–13. <https://hal.archives-ouvertes.fr/hal-00920254> [12.10.2025].

Weitin, Thomas/Gilli, Thomas/Kunkel, Nico (2016): Auslegen und Ausrechnen. Zum Verhältnis hermeneutischer und quantitativer Verfahren in den Literaturwissenschaften, Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 46, 103–115. <https://doi.org/10.1007/s41244-016-0004-8> [12.10.2025].

Wuttke, Ulrike (2022): Wege bereiten, vermitteln und Denkräume schaffen! Reflexionen zu institutionellen und infrastrukturellen Erfolgsfaktoren für Digital Humanities an deutschen Universitäten auf Grundlage von Expert*inneninterviews, Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften, 1–58. https://doi.org/10.17175/2022_006 [12.10.2025].

Christopher A. Nunn, *1988, Dr. theol., wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg, habilitiert sich aktuell im Bereich der antiken Kirchengeschichte und ist Direktor des TheoLab, einem Forschungsverbund für Computational Theology (christopher.nunn@theologie.uni-heidelberg.de).

Zitationsvorschlag:

Nunn, Christopher A. (2025): Rezension: »Der Stachel des Digitalen«. Sybille Krämer zum Stellenwert der Digital Humanities in den Geisteswissenschaften (Ethik und Gesellschaft 2/2025: Die andere Seite der sozialen Gerechtigkeit: Eine gerechtere Finanzierung steigender öffentlicher Ausgaben). Download unter: <https://dx.doi.org/10.18156/eug-2-2025-rez-12> (Zugriff am [Datum]).



**ethikundgesellschaft
ökumenische zeitschrift für sozialethik**

2/2025: Die andere Seite der sozialen Gerechtigkeit: Eine gerechtere Finanzierung steigender öffentlicher Ausgaben

Philipp Kriele-Orphal
Die Schuldenbremse des Grundgesetzes als demokratietheoretisches Problem

Korinna Schönhärl und Caren Sureth-Sloane
Steuern und Steuergerechtigkeit – Ein Gespräch

Sebastian Huhnholz
Steuergerechtigkeitsperspektiven in Zeiten fiskalischer Transformation – Versuch einer kritischen Einordnung

Julia Jirmann und Franziska Vollmer
Wie kann die Besteuerung in Deutschland gerechter gestaltet werden?

Jonas Hagedorn
Sozialstaatliche Demokratie und progressive Besteuerung. Eine sozialethische Perspektive.

Julian Degan
Gerechtigkeit durch Bodenbesteuerung? Eine wirtschaftsethische Reflexion unterschiedlicher Grundsteuermodelle in Deutschland

Ulrich Klüh
Vermögensbesteuerung als terrestrische Wirtschaftspolitik. Probleme, Widerstände und Ausgestaltungsoptionen

Anna Ott
Wie gerecht ist die Kirchensteuer?